



KITTY CROWTHER

bei der Verleihung des Astrid-Lindgren-Gedächtnis-Preises 2010 durch Silvia, Königin von Schweden. © Holger Motzkau 2010, Wikipedia/ Wikimedia Commons

1970 in Brüssel geboren (schreibt daher trotz des Namens auf Französisch), Vater Engländer, Mutter Schwedin, lebt mit zwei Kindern bei Brüssel, Belgierin. Bisher 35 Bücher als Autorin oder Illustratorin, in Deutschland bei Sauerländer und Carlsen. Alle drei hier vorgestellten Bücher haben große Themen für ein Bilderbuch: Gottesbegegnung, Tod, Depression.

DER BESUCH VOM KLEINEN TOD

Carlsen 2011 • 28 Seiten • 12.90 • ab 6

Bücher über den Tod haben immer eine gehörige Schwelle zu überwinden, beim Autor wie beim Leser. Der Tod ist kein Thema, das Menschen erfreut, nicht unterhaltsam, alles andere als fröhlich – und dennoch unausweichliches Ziel und Ende jedes Lebens. Dass der Tod kommt, ist die größte Gewissheit, die wir im Leben haben, doch wann er kommt und was danach sein wird, ist so ungewiss wie nichts sonst. Solche Unsicherheit macht Angst, der man sich ergeben oder die man verdrängen kann, einfach nicht daran denken.

Doch hilft das nicht nur nichts, es gibt auch häufig genug Situationen, da drängt sich das ungeliebte Thema gewaltsam in den Vordergrund. Das geschieht vor allem dann, wenn das „Opfer“ nicht an Altersschwäche stirbt, sondern an schwerer Krankheit oder gar im jugendlichen Alter.

Um einen solchen „Fall“ dreht es sich auch bei der vorliegenden Geschichte. Sie beginnt mit der Vorstellung des personifizierten Todes, der als „reizende kleine Person“ beschrieben wird, nur wüsste das ja niemand. Es wird beschrieben, wie der Tod still und freundlich die Menschen abholt, sie fürsorglich betreut und ins Totenreich hinüberbringt. Doch die Menschen wissen das nicht recht zu schätzen, sie weinen und frieren. Und wenn der Tod, um ihnen Wärme zu spenden, ein Kaminfeuer anzündet, fürchten die Menschen auch noch, jetzt in der Hölle gelandet zu sein – eine hübsche Ironie „quasi nebenbei“.





Bernhard Hubner

Dann ändert sich die Lage auf einmal, der Tod soll das Mädchen Elisewin holen. Die freut sich ihn zu sehen, begleitet ihn ohne Angst und spielt mit ihm Fangen, Verstecken und Maskieren. Und auf einmal entwickelt der Tod selbst Gefühle. Erst fühlt er sich verstanden und angenommen, er empfindet Freude und Wärme, doch als Elisewin auf die nächste Etappe ihrer „Nachtodreise“ muss, fühlt er sich plötzlich einsam und verlassen. Doch nicht nur für Elisewin gibt es weitere Schritte, auch für den Tod selbst ändern sich die Dinge und er wird wieder froh. Und selbst die Menschen, zu denen der Tod erst noch kommen wird, nehmen das auf einmal leichter und gelassener.

So ernsthaft und gleichzeitig verspielt, so leicht und doch zu Herzen gehend, so realistisch und dabei tröstlich habe ich selten vom Tod gelesen. Kitty Crowther ist hier ein kleines Meisterwerk gelungen, das vielen, wenn nicht allen Lesern eine große Hilfe sein kann. Einfühlsam und heiter lässt sie in kurzen Sätzen ein ganzes Spektrum von Begebenheiten und Gefühlen aufleuchten, ganz leicht verständlich und doch nie „kindisch“. Am Ende glaubt ihr jeder, dass der Tod eine reizende kleine Person ist.

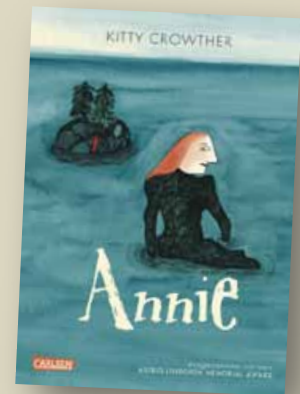
Eine ganz eigentümliche Atmosphäre schaffen dazu die Bilder, die die Geschichte wie in einer Passepartout-Rahmung begleiten. Es sind Farbstiftzeichnungen, die durchaus vorhandene Klischees verarbeiten: Den Tod als „Sensenmann“ mit weißer Maske und schwarzem Umhang, die Bootsfahrt über den „Styx“, die Höllenassoziationen wie auch die Tür in den „Himmel“ als blau dekorierte Pforte mit Schlüssel in einer himmelblauen Wand. Auch die Farbgebung, überwiegend dunkle, grauschwarze, „traurige“ Töne, entspricht zunächst dem gängigen Vorstellungsschema. Umso verblüffender, dass die von diesen Bildern ausgehende Wirkung zwar besonders ruhig und gelassen, aber doch positiv anrührend und beinahe heiter ist. Vor allem konzentriert sich ein evtl. Mitleid eher auf den Tod als auf die Sterbenden, die so gar nicht wahrhaben wollen, dass sein Besuch doch „zu ihrem Besten“ ist. Auch hier gibt es wieder versteckte Ironie, wenn der Tod in seiner Einsamkeit nach Elisewin rufend durch seinen leeren Palast wandert, während an den tragenden Säulen Schlangen züngeln, die klassischen Tiere der Versuchung aus dem Paradies. Solche Details erfreuen erwachsene Betrachter, für Kinder dürften sie höchstens unterschwellig wirksam werden können.

Das Wort vom „kleinen Tod“ gibt es ja bereits im Zusammenhang mit medizinischer Vollnarkose, Nahtoderfahrungen und Komapatienten. Hier gibt es dem tatsächlichen „Gevatter Tod“ etwas Kindliches, Menschliches und Harmloses – Begriffe, die sehr geeignet sind, die Ängste und Vorbehalte vor diesem Ereignis zu verringern, wenn er denn unvermeidbar ist. Dieses Buch weckt um Himmels willen keine Todessehnsüchte, aber es schafft Gelassenheit und heitere Ergebung in ein Schicksal, dem keiner entgehen kann. Zu Recht und mehr als verdient wurde dieses Buch mit dem „Astrid Lindgren Memorial Award“ ausgezeichnet.

ANNIE

Carlsen Verlag 2011 • 48 Seiten • 12.90 • ab 6

Ein Schicksal, wie es häufiger vorkommt: Eine junge Frau sitzt alleine zu Hause, versunken in einem schwarzen Loch tiefer Depression. Die Mutter als letzte Familienangehörige lebt nicht mehr, nie bekommt sie Besuch außer einmal im Jahr vom Briefträger, der ihr einen Kalender aufschwätzen will, und sie weiß auch genau, woran das liegt: Sie ist einfach hässlich. Ihre Nase ist zu groß, die Füße zu lang, und schwarze Kleider zieren die Trägerin nur, wenn sie spektakulär geschnitten sind. Nicht wie die von Annie.



Annies kleines Häuschen steht auf einem hohen Hügel über einem See, auf den sie gerne hinausblickt und sich dabei vorstellt, wie jemand auf der anderen Seeseite sie besucht. Doch da kommt keiner, nur die drei runden Inseln im See schauen zu ihr herauf – und sie scheinen nicht immer an der gleichen Stelle zu liegen. Eines Tages wird die Leere in Annie zu groß, sie nimmt einen großen Stein und fährt mit dem Boot auf den See hinaus. Den Stein bindet sie an ihre großen Füße und lässt sich ins Wasser fallen, um endlich ewige Ruhe und Frieden zu finden.

Doch es kommt anders: Die Tiefe ist hell, leuchtend und freundlich, und sie wird, ohnmächtig, gerettet. Aber nicht von Menschen, sondern von drei Riesen, die im See leben und deren schwarze Hüte die drei Inseln sind, die Annie oft betrachtet hat. Diese Begegnung macht Annies Herz leichter und ihre Seele froh, erst recht, als die Drei sie um Hilfe bitten, um eine Frau zu finden – und dazu müssen sie ans Meer. Annie plant die Route und begleitet sie bei Nacht, und zwei der Riesen finden auch eine Riesenfreundin im Meer. Der Rest wird nicht verraten, ist aber leicht zu errahnen.

Das Wichtigste bei Büchern ist normalerweise die Geschichte. Doch dies ist ein Bilderbuch, also spielen die Bilder eine gewichtige Rolle. Hier ist diese Rolle so bedeutend, dass man Details der Geschichte ohne die Bilder gar nicht verstehen könnte. Es sind also keine „Illustrationen“ im „ergänzenden“ Sinne, sondern Wege zur „Erleuchtung“.

Zunächst einmal erscheinen diese Bilder, Aquarelle mit starkem Schwarztuscheanteil wie bei Holzschnitten, eher ungenau, trübe, unfroh. Doch so ist Annie, daran können auch Blumentapeten in ihrem Haus nichts ändern. Die Perspektiven „klemmen“ und wirken dadurch beengend, die Darstellung von Häusern, Bäumen, Blumen und Menschen erinnert mehr an Malversuche von Jugendlichen, so reduziert und schematisiert erscheinen Umrisse und Strichelung.

Doch das macht Sinn, es ergänzt die Beschreibung der Innenwelt von Annie und auch ihre Sicht der Außenwelt. Es sind Zeugnisse der Vereinsamung, der Einschränkung, der Distanz und Freudlosigkeit eines sinnlos empfundenen Lebens. Die Stimmungslage ändert sich erst, als die Riesen ins Spiel kommen, blassgelb-durchscheinende Hünen mit großer Nase und großen Füßen. Ganz sicher kann man bis zum Ende nicht sein, ob diese Riesen Trugbilder sind oder Realität, nichtsdestotrotz entfalten sie die große Veränderung, die Annie wieder aus ihrem Tief heraushilft. Schritt für Schritt hellt sich die Atmosphäre der Bilder auf, werden die Farben heller und prächtiger, vermindern sich die schwarzen Schraffuren und erblühen kleine Hoffnungspflänzchen. Am Schluss „stimmt“ wieder

alles, könnte es richtig optimistisch weitergehen, doch das überlässt Crowther der Fantasie des Lesers. Wie bei Erich Kästner könnte die Schlusszeile lauten: „Und deshalb wird beim Happyend – im Film gewöhnlich abgeblend’t.“ Crowthers Schlusssatz ist nicht weniger schön. Er lautet: „Schließen wir behutsam das Buch und stören wir A. und E. jetzt nicht in ihrem Glück.“

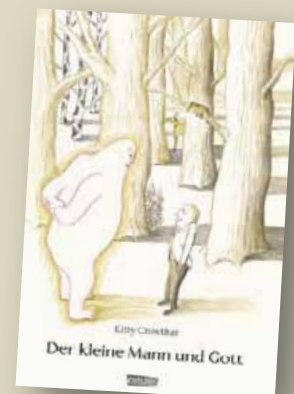
Das ist dezent, ohne spektakuläre Effekte und notwendigerweise auf die Empathie des Lesers vertrauend. Aber gerade das Fehlen plakativer „Kracher“ macht dieses Buch eindringlich und zu Herz und Hirn gehend. Dass depressive Stimmungen am sinnvollsten durch Hinwendung und Öffnung nach außen, durch mitmenschliche Aktivität zu verändern sind, lernt der Leser und Betrachter auch, genauso wie die Erkenntnis, dass es nicht die Äußerlichkeiten sind, die dem eigenen Glück wirklich im Wege stehen.

Sie erschließen sich nicht dem ersten, flüchtigen Blick, die Bücher von Kitty Crowther, es ist nicht unbedingt „Liebe auf den ersten Blick“. Zu individuell ist ihre Darstellungsweise, zu ungewohnt Inhalt und Stil ihrer Geschichten, um auf Anhieb jedem zu gefallen. Doch wer sich auf sie einlässt, wird mit wahren Kleinodien von eindrücklicher, tiefer Leuchtkraft belohnt.

DER KLEINE MANN UND GOTT

Carlsen 2012 • 48 Seiten • 12.90 • ab 7

Was würde man tun, wenn einem tatsächlich eines Tages Gott gegenüberstünde? Würde man, wie in biblischen Geschichten oft berichtet, blind oder taub zu Boden fallen, würde man sprachlos ohnmächtig, obwohl doch viele Menschen diese Begegnung herbeisehnen? Und wie würde ER denn eigentlich sein, wie aussehen, was sagen, was tun? Der streng religiöse Aspekt verbietet gerne schon die Vorstellung, bezeichnet solche Gedankenspiele wohl als Blasphemie und verboten.



Anders Kitty Crowther. Sie spielt die Idee einmal gründlich durch und lässt sie optisch Wirklichkeit werden. Ihr Menschen-Vertreter ist ein kleiner Mann, später erfahren wir, dass er Theo heißt, wie der „kleine Mann“, dem dieses Buch gewidmet ist. Er geht spazieren und trifft dabei ein „Etwas“, das ihn auffordert, keine Angst zu haben. „Kleiner Mann, was nun?“ würde Hans Fallada jetzt sagen. Dieser hier beginnt ein Gespräch mit dem Etwas und erfährt Erstaunliches: Es handelt sich um Gott, allerdings nicht DEN Gott, sondern EINEN Gott, denn es gibt unzählig viele davon. Als sich der kleine Mann überrascht zeigt, fragt ihn Gott nach seiner Vorstellung von IHM, und die ist wohl typisch für viele: „Groß, alt, mit einem langen, weißen Bart, mit ernster Miene und himmelblauer Robe.“

Darüber muss Gott lachen, aber er zeigt dem kleinen Mann, dass es keine Schwierigkeit ist, diesem Bild zu entsprechen: Er verwandelt sich äußerlich. Doch diese äußere Form ist für ihn nicht nur unerheblich, sondern auch beliebig. Nacheinander wird er zu Hase und Hirsch, Cowboy und Indianer, einem Gorilla und dem Vater des kleinen Mannes. Das meiste findet der äußerst witzig



Bernhard Hubner

und amüsiert sich. Als Gegengabe lädt der kleine Mann Gott zu sich nach Hause ein, backt ihm ein Omelette und schwimmt mit ihm im See. Das heißt: Der kleine Mann schwimmt, Gott geht auf der Wasseroberfläche, denn schwimmen kann er nicht. Auch auf Bäume klettern ist nicht seine Sache, er fliegt lieber durch die Luft. So plaudern die beiden sich durch den Tag, bis sich die Dämmerung herabsenkt. Dann muss Gott nach Hause, seine Frau wartet auf ihn. Und sie hat ein paar überraschende Vorschläge für ihn bereit.

Wie immer bei Kitty Crowther entfaltet sich die Botschaft des Buches erst im Zusammenwirken mit den Bildern. Viele typische Eigenarten ihrer Technik kennt man schon aus anderen Büchern: Die manchmal ungewohnt „unkünstlerische“ Detailarbeit, die Reduktion auf vereinfachte Bäume, Blätter und Blumen, die etwas steife Körperhaltung der Menschenfiguren. Und doch entwickeln auch dieses Mal Crowthers Bilder einen beinahe magischen Reiz, eine magnetische Wirkung auf den betrachtenden Blick. Es sind diesmal keine Tuschezeichnungen, sondern reine Farbstift-„Orgien“, die aber mindestens ebenso viel Wirkung hervorrufen.

Die erstaunlichste Wirkung – und damit eine wichtige Botschaft der Geschichte – geht von der Darstellung Gottes aus. Zu Beginn ist er eine beinahe amorphe Form, die ein wenig an die „Michelin“-Werbefigur erinnert, doch im Verlauf der Geschichte entfaltet seine auffällige neon-orange „Aura“ eine wahrhaft „wunderbare“ Wirkung: Sie „färbt ab“. Je länger sich Gott in der irdischen Natur aufhält, desto mehr Teile dieser Natur nehmen die leuchtende Aura auf und verbreiten sie auf alles Lebende: Pflanzen, Tiere, Landschaft und schlussendlich auch der kleine Mann erhalten dieses „göttliche“ Attribut, bis in der Dämmerung die ganze Welt in orangen Schimmer getaucht ist.

Für religiöse Fundamentalisten wird das den Tatbestand der Gotteslästerung erfüllen: Ein scheinbar polytheistischer Gott, der weder alles weiß noch alles kann, noch dazu die Idee eines Pantheismus, der Gott entpersonalisiert und in allen Teilen der Schöpfung anwesend und erkennbar werden lässt, das ist nichts für Bibeltreue. Aber ist das nicht gleichzeitig ein verheißungsvoller Weg, aus einer Position der ängstlichen Unterwerfung zum wahren „Ebenbild“ zu werden, das „Kind Gottes“ auch als echte Teilhabe zu erfahren? Die „Gestaltlosigkeit“ Gottes und seine Zuwendung zu allem Lebenden sind doch eigentlich keine Neuigkeit, auch das Herunterspielen allmächtiger Fähigkeiten und die freiwillige Übernahme menschlicher Begrenztheit ist Prinzip der christlichen Botschaft. Und sogar die christlichen Kirchen selbst haben eine neuere „gerechte“ Bibelübersetzung autorisiert, in der die Möglichkeit Gottes zu männlicher UND weiblicher Persönlichkeit ausdrückliches Thema ist. Alles also halb so wild?

Das bleibt eine Frage des persönlichen Standpunktes. Aber eines steht über solchen theologischen Haarspaltereien: Das hier angedeutete Bild Gottes wird jedem Kind, Jugendlichen oder Erwachsenen neue Wege eröffnen, eine persönliche Beziehung zu dem aufzunehmen, den man gemeinhin Gott nennt, angstfrei, vertrauensvoll und aus tiefem Herzen. Überlassen wir den Rest der akademischen Diskussion und der Tatsache, dass Glauben auch etwas mit Nicht-Wissen zu tun hat. Freuen wir uns einfach an dieser Geschichte der zwei „Theos“, die sich gefunden haben. Und applaudieren wir Kitty Crowther, die uns solche Ideen schenkt. Bernadette Ott, die den Text übersetzte, verdient auch lobend erwähnt zu werden, denn ihre Sätze klingen unangestrengt eingängig und fließen reibungslos.